

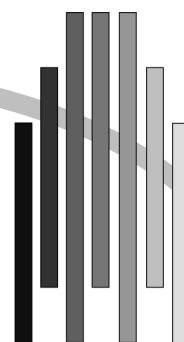


Verband der Katholiken in
Wirtschaft und Verwaltung

Diözesanverband Münster e.V.

**Dokumentation der Vorträge
auf dem
85. KKV-Bundesverbandstag
8. - 10. Mai 2009
in Münster**

85. KKV-Bundesverbandstag
Münster
8. bis 10. Mai 2009



*BEREIT FÜR DIE ZUKUNFT, BEREIT FÜR DEN WANDEL?
DER KKV IN VERÄNDERTER GESELLSCHAFT*

Sehr geehrte Damen und Herren,

der KKV-Diözesanverband Münster - Verband der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung - möchte Ihnen hiermit in einer kleinen Broschüre die Vorträge und Referate, die auf dem 85. KKV-Bundesverbandstag gehalten worden sind, zur Verfügung stellen. An dieser Stelle einen herzlichen Dank an Dieter Spevak von der Ortsgemeinschaft „Hansa“ Münster, der diese Vorträge zusammengestellt hat.

Norbert Gebker , Diözesangeschäftsführer

KKV-Diözesanverband Münster
Breul 23
48143 Münster
Tel.: 0251/495-477
E-Mail: gebker@bistum-ms.de



Inhaltsverzeichnis

Prof. Dr. Friedrich Janssen	
Familie - Fundament unserer Gesellschaft	3
Tobias Gotthard	
„Bereit für die Zukunft? Bereit für den Wandel?“	8
Luidger Wolterhoff	
Arbeitswelt der Zukunft.....	16
Prof. Dr. Dr. Ulrich Hemel	
Bereit für den Wandel, bereit für die Zukunft?	
Umgang mit Veränderungen als Lebens- und Lernaufgabe!	19

Familie - Fundament unserer Gesellschaft

▪ VON PROF. DR. FRIEDRICH JANSSEN

1. Die Familie bildet nach den Worten des Zweiten Vatikanischen Konzils „das Fundament der Gesellschaft“ (Pastoralkonstitution „Gaudium et spes“, Nr.52). Anlässlich seines Besuches im Haus der Heiligen Familie in Nazaret sagte einst (1964) Papst Paul VI.: „Hier lernen wir, wie wichtig das häusliche Leben ist. Nazaret gemahne uns an das, was eine Familie ist, an ihre Gemeinschaft in der Liebe, an ihre Würde, an ihre strahlende Schönheit, ihre Heiligkeit und Unverletzlichkeit, an ihre durch nichts zu ersetzende Bedeutung. Nazaret zeige uns, wie kostbar die Unterweisung in der Familie ist, eine Unterweisung, die durch nichts ersetzt werden kann.“

2. Die Realität sieht leider anders aus. Das kostbare Gut der Familie steckt in einer fundamentalen Krise. Die Keimzelle der Gesellschaft ist von vielen Gefahren bedroht. Hier ist zunächst das deprimierende Faktum zu nennen, dass inzwischen ca. 40% der geschlossenen Ehen zerbrechen. Hunderttausende Kinder leiden unter der Trennung ihrer Eltern. Betroffen macht auch der Trend zum frühzeitigen Auszug der Kinder aus dem Elternhaus, auch wenn es immer noch etliche gibt, die lieber im „Hotel Mama“ logieren. Dieser Exodus wirft die Frage auf, ob das Familienleben noch intakt ist. Nehmen sich die Eltern noch genügend Zeit für ihre Kinder, für den notwendigen Dialog, oder ist das Heimkino das einzige Kommunikationsmedium? Denaturiert das Zuhause zu einem reinen Kost- und Logisort? Findet in der Familie Erziehung der Kinder, Vermittlung von Werten und Lebensorientierung statt? Eine Erziehung, die auch die religiöse Dimension einschließt? Wird in der Familie auch mal über Gott gesprochen oder gebetet? Religiöse Erziehung ist integraler Bestandteil der Gesamterziehung.

Ehe und Familie werden in der heutigen Zeit als Lebensgemeinschaft immer mehr in Frage gestellt. Das bedingungslose, definitive Ja zueinander ohne Wenn und Aber, ohne Vorbehalte und Klauseln scheint für die meisten Menschen schwer, fast unmöglich geworden zu sein. Psychologen und Soziologen sprechen von einer zunehmenden Entscheidungsunfähigkeit der Menschen und einer schwindenden Belastbarkeit der Beziehung zwischen den Partnern. Eine Goldene oder gar Diamantene Hochzeit würde in der Bildzeitung für alles andere als für Schlagzeilen sorgen; andererseits hat man aber auch Respekt vor Eheleuten, die ein Leben lang zusammengeblieben sind wie etwa Helmut und Loki Schmidt. Oder ich denke an Solvey in dem Schauspiel von Hendrik Ibsen (die Musik schrieb Edvard Grieg): Ein Leben lang wartet sie auf ihren Peer, der in die Welt auszog. Jeden Abend geht sie zum Strand in der Hoffnung, dass er anlandet. Selbst in der Mythologie der Antike finden wir wunderbare Beispiele ehelicher Treue, etwa das der Penelope, die, zwischenzeitlich von zudringlichen Freiern bedrängt, 10 Jahre lang auf die Heimkehr ihres Mannes Odysseus aus dem trojanischen Krieg hat warten müssen und gewartet hat. „Wo ein Wille ist, ist ein Weg“. Für uns Katholiken ist die Ehe ein Sakrament, das eine solide Basis für eine dauerhafte Beziehung bilden sollte, auch wenn es letztere nicht garantieren kann. Tiere sind oft treuer als Menschen (z.B. Schwäne, die ein Leben lang zusammenbleiben; siehe das rührende Beispiel von Schwänen hier auf dem Aasee in Münster).

Wer an die gottgewollte Schöpfungsordnung glaubt, der hält Ehe und Familie als Keimzellen des Lebens und der Gesellschaft heilig und plädiert nicht für eine Koalition der Ehe-

leute auf Zeit à la Gabriele Pauli. Ein Zusammengehen auf Zeit mag als politische Konstellation funktionieren, ist aber keine Basis für eine personale Partnerschaft. Denn das Jawort bei der Eheschließung gilt ja nicht irgendeinem Objekt, sondern einem Subjekt, einer Person, die – auch wenn sie älter oder krank wird – immer dieselbe bleibt. Der Existenzialist Albert Camus sagt: „Einen Menschen lieben heißt einwilligen, mit ihm alt zu werden“. Treue heißt, in guten und in bösen Tagen zu dem Menschen stehen, dem man sich einmal ganz und gar zugewandt hat. Papst Johannes Paul II. betont: „Man kann nicht nur auf Probe lieben“.

3. Die Familie, deren Basis die Ehe ist, wird nicht minder bedroht durch die staatliche Gesetzgebung. Zwar betrachtet auch der Staat die Institution Familie als Keimzelle des gesellschaftlichen Zusammenlebens, allerdings steht die Gesetzgebung in krassem Widerspruch zu diesem hohen Stellenwert der Familie. Die Legalisierung alternativer Lebensgemeinschaften und zunehmend rechtliche Gleichstellung derselben mit der traditionellen Familie unterhöhlt de facto die Priorität der letzteren. Wenn inzwischen fast jedwedem Zusammenleben als „Familie“ definiert werden darf, dann ist die herkömmliche Familie in ihrer Substanz, ja existenziell bedroht. Darunter leiden nicht zuletzt die Kinder. Es ist nämlich nicht beliebig, in welcher Lebensform ein Mensch groß wird. Voraussetzung für eine gedeihliche und gesunde Entwicklung des Kindes ist die verlässliche Beziehung von Mann und Frau. Nur innerhalb der Koordinaten einer intakten, stabilen und konstanten Beziehung zwischen den Eltern kann das Wohlbefinden der Kinder gesichert werden, kurz: Kinder brauchen eine Familie.

Auch die Versuche des Staates, die Bildungsaufgaben immer stärker an sich zu reißen, sind kritisch zu beobachten. Ganztagschulen und Ganztagsbetreuung mögen ihre Berechtigung haben, vielleicht sogar geboten erscheinen – vor allem seit dem vernichtenden Urteil der Pisastudie über das deutsche Bildungswesen –, aber Bildung besteht nicht nur im Vollpumpen mit Faktenwissen, sondern zunächst und vor allem in der Persönlichkeitserziehung, und hier können und dürfen sich die Eltern nicht aus der Verantwortung stehlen. Ohne die Eltern geht nichts. Erziehung ist ein unveräußerliches Recht, allerdings auch eine unabdingbare Pflicht der Eltern. Gott bewahre uns vor DDR-Verhältnissen, wo der Staat in die Hoheitsrechte der Eltern eingriff. Was die Familie leisten kann und muss, darf ihr der Staat nicht abnehmen. Hier greift das Subsidiaritätsprinzip, demzufolge eine Organisationseinheit (in diesem Falle die Familie) selber tun darf und muss, was sie tun kann. „Das Recht der Eltern auf Erziehung in der Familie ist zu sichern“ (Vaticanum II, Gaudium et spes, 52). Was sagte Papst Paul VI? „Die Unterweisung in der Familie kann durch nichts ersetzt werden.“ Die Familie ist nicht nur eine Lebensgemeinschaft, sondern auch der primäre Ort der Erziehung und die originäre Bildungsstätte.

Die Grundlagen für Bildung und Erziehung werden in der Familie gelegt. Es ist erwiesen, dass Schüler, die aus stabilen und gesunden Familienverhältnissen kommen, meistens eine höhere Leistungsmotivation besitzen und daher auch den schulischen Anforderungen besser gerecht werden.

Die Schule muss ihrerseits aber auch auf dem in den Familien gelegten Fundament den Schüler ganzheitlich bilden und ausbilden. Ein Grundübel im Bildungsbereich besteht in der zunehmenden Spezialisierung, das heißt in der Reduzierung der Lerninhalte auf sektorale Kenntnisse und Detailwissen. Ziel muss eine integrale, ganzheitliche Bildung sein.

Die Allgemeinbildung bleibt vielfach auf der Strecke. Das universale Bildungsideal ist vielerorts einer rein pragmatischen, funktionalen Wissensvermittlung gewichen. Nicht zuletzt die auf fast allen Kanälen laufenden Ratesendungen entlarven schonungslos die eklatanten Mängel und Lücken in der Allgemeinbildung.

Der Bildungsnotstand manifestiert sich auch auf religiösem Gebiet. Viele Menschen kennen nicht einmal die zentralen Inhalte des Glaubens, oder ihr religiöses Wissen ist in den Kinderschuhen stecken geblieben. Freilich geht es auch bei der religiösen Bildung nicht primär um Faktenwissen, aber ohne fundamentale Kenntnisse der Glaubenslehre und ohne eine fundierte Glaubenspraxis, deren Vermittlung und Einübung bereits in der Familie beginnen muss, ist es unmöglich, auf die geistigen Herausforderungen unserer und der künftigen Zeit zu reagieren. Es ist allerhöchste Zeit, die Relevanz der Familie (nicht nur der Schule und anderer Bildungseinrichtungen) als Bildungsstätte und Zukunftswerkstatt für Kirche, Staat und Gesellschaft zu erkennen.

Ferner mangelt es an effizienten familienfördernden Maßnahmen seitens des Staates (trotz Erhöhung des Kindergeldes, Elterngeldes und steuerlicher Erleichterungen für berufstätige Eltern), wie sie auch vom Zweiten Vaticanum angemahnt werden: „Die staatliche Gewalt möge es als ihre heilige Aufgabe betrachten, die wahre Eigenart von Ehe und Familie anzuerkennen, zu hüten und zu fördern, ...und den häuslichen Wohlstand zu begünstigen... Durch umsichtige Gesetzgebung und andere Maßnahmen soll für sie Sorge getragen und entsprechende Hilfe gegeben werden“ (Gaudium et spes, Nr. 52). Auch das Grundgesetz nimmt den Staat in die Pflicht, der Familie einen besonderen Schutz zu gewähren. Zu Recht beklagt hier die Deutsche Bischofskonferenz, dass „das Verhältnis zwischen den Leistungen der Familien und den Gegenleistungen der Gesellschaft nicht ausgewogen ist und Familien strukturell benachteiligt sind“. Als kleinste Zelle unserer Gesellschaft vollbringt die Familie Leistungen, die von anderen Institutionen oder vom Staat nur kaum oder gar nicht erbracht werden können. So erfahren Menschen in der Familie Geborgenheit und Zuwendung. In ihr können am besten Werte vermittelt und Verhaltensweisen eingeübt werden, ohne die keine menschliche Gesellschaft existieren kann. In der Familie erfahren Kinder Orientierung für ihr späteres Leben. Insgesamt muss die Familienarbeit aus dem Schattendasein herausgeholt werden.

Die Familie hat nur Zukunft, wenn ihre Leistungen stärker honoriert werden (nicht nur zu Wahlkampfzeiten!), sowohl finanziell als auch ideell. So ist es höchste Zeit, endlich die Kindererziehung stärker zu honorieren: Dies ist ein zwingendes familienpolitisches Postulat. Als Alternative zu den vom Staat vorgelegten Modellen, die Kindererziehungszeiten beim Rentenbezug anzurechnen, sollte man Eltern von Kindern bis zu fünf Jahren die Hälfte des Rentenversicherungsbeitrags erlassen. Gerade wenn die Kinder noch sehr klein sind, erfordern sie einen hohen Betreuungsaufwand und sind die finanziellen Belastungen für Familien besonders hoch. Hier sollte man den Familien die Wahl zwischen Verbesserungen bei der Rente beziehungsweise heutiger Entlastung lassen. Der Staat kann nicht auf der einen Seite den Geburtenmangel in Deutschland beklagen -- die Gesellschaft wird immer älter, es werden aber immer weniger Kinder geboren (im Jahre 2030 wird jeder 3. Deutsche älter als 60 Jahre sein; so paradox es klingen mag: den Alten gehört die Zukunft) -- und auf der anderen Seite Familien mit Kindern Steine in den Weg legen. Insgesamt haben kinderreiche Familien eine größere Akzeptanz verdient.

Übrigens: Was den Geburtenmangel betrifft, so muss sich der Staat an die eigene Nase fassen: Man kann nämlich nicht einerseits auf die negativen Folgen des dramatischen Geburtenrückgangs hinweisen, andererseits Abtreibung bis zu einem bestimmten Datum legalisieren. Die jetzt geltende Gesetzgebung reicht nicht aus, das Leben der Ungeborenen hinreichend zu schützen; denn das Abtreibungsrecht enthält Fristen, bis zu denen die menschliche Würde nicht geschützt ist, obwohl das Grundgesetz (Art. 1) sie allen zuspricht. Das menschliche Leben bedarf aber in jeder Phase seiner Existenz des Schutzes, auch des Rechtsschutzes. Die befruchtete Eizelle entwickelt sich nicht zum Menschen, sondern als Mensch. Über alle parteipolitischen und konfessionellen Grenzen hinweg sollte und müsste eine Grundkonsens aller Demokraten über den Schutz des ungeborenen Lebens ohne Wenn und Aber möglich sein. Die hohen Abtreibungszahlen sind erschreckend, ganz zu schweigen von den Spätabtreibungen. Hier besteht akuter politischer Handlungsbedarf. Finanzielle Anreize reichen übrigens nicht aus, die Bereitschaft zum Kind zu fördern. Entscheidende Faktoren, weshalb Eltern keine Kinder haben wollen, sind unter anderem Zukunftsangst, Perspektiv- und Orientierungslosigkeit (ein Grundmerkmal der Befindlichkeit unserer Gesellschaft) sowie mangelndes Verantwortungsbewusstsein und Entscheidungsunfähigkeit.

Stärker als bislang muss besonders Familien geholfen werden, in denen auch die Frau gezwungen ist, einer Arbeit nachzugehen, um die materielle Existenz zu sichern. In diesem Fall gestaltet sich die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu einem schwierigen Spagat. Hier kann nur eine familienfreundliche Politik die notwendigen Rahmenbedingungen schaffen, um eine Kompatibilität von Familie und Erwerbstätigkeit zu gewährleisten. Allerdings dürfen nicht nur jene Familien in die Nutznießung finanzieller Zuwendungen gelangen, bei denen beide Elternteile berufstätig sind. Zwar hat der Staat in den letzten Jahren eine effektivere Familienpolitik betrieben, die Maßnahmen sind aber immer noch unzureichend. Ist es nicht ein Skandal, dass in einem Land wie Deutschland über 1 Million Jungen und Mädchen von der Sozialhilfe leben?

4. Aber alle familienpolitischen Appelle an den Staat greifen nur dann, wenn im Bewusstsein unserer Gesellschaft der Wert von Ehe und Familie neu entdeckt und vertieft wird. Die Zukunft der Familie hängt weniger von finanziellen Fördermaßnahmen seitens des Staates ab als von einer Renaissance des christlichen Wertekatalogs und damit auch von einer Wiedergeburt des Wertempfindens für die Familie. Die seit Jahren andauernde Erosion sittlicher und moralischer Grundwerte gerade auch im Bereich von Ehe und Familie hat ihre Spuren hinterlassen. In unserer säkularen (verweltlichten) Gesellschaft ist ein radikaler Mentalitätswandel, eine Metanoia (= Umdenken) geboten. Muss denn jede kleinere Krise zur Scheidung führen? Gegenseitiges Verzeihen ist angesagt, wenn beiderseitiges Fehlverhalten vorliegt. In Rom gibt es die wunderschöne Via della Conciliazione (= Versöhnungsstraße), die vom Tiber zum Petersdom führt. Würden zwischen zerstrittenen Ehepartnern Versöhnungsstraßen gebaut, gäbe es weniger Ehescheidungen.

Vonnöten ist ferner die Einsicht, dass nur eine intakte Familie die Grundlage eines glücklichen Lebens gewährleistet. Nur die Familie bietet den Raum, wo Menschen die Erfahrung der Zuwendung machen und zu stabilen Persönlichkeiten heranwachsen. Schließlich ist die Familie der bevorzugte Ort, wo Menschen ihr Menschen- und Weltbild entwickeln und nicht zuletzt den Glauben lernen können. So ist die Familie die Brücke zwischen dem

privaten und dem gesellschaftlichen Leben.

Soll das Leben in Staat und Gesellschaft der Würde des Menschen entsprechen und auf Grundwerten basieren, so fällt der Familie und ihrer Förderung eine zentrale Rolle zu; denn sie bildet das Fundament der Gesellschaft. Wenn das konsensfähig ist, hat die Familie als Keimzelle der Gesellschaft trotz ihrer Krise eine Zukunft.

- Prälat Prof. Dr. Friedrich Janssen ist Geistlicher Beirat des KKV Bundesverbandes



„Bereit für die Zukunft? Bereit für den Wandel?“

▪ VON TOBIAS GOTTHARDT

Zunächst einmal bedanke ich mich für die Gelegenheit, heute auf diesem Podium stehen und zusammen mit Ihnen meine Gedanken zur Zukunft des KKV spinnen und diskutieren zu dürfen.

WANDEL IN BESTÄNDIGKEIT

Erlauben Sie mir zunächst aber einen kritischen Blick auf das Thema des Tages. Der Bundesvorstand hat dort ein Modewort aufgegriffen – wenn nicht sogar das Modewort des vergangenen Jahres: Wandel – Change!

Und weil's in Mode ist, ist Wandel auch ein Schwammwort: Ein Begriff, vollgesogen mit möglichen Definitionen, die allerdings zerfließen, schickt man das Schwammwort in die Presse der kritischen Betrachtung.

Was meinen wir denn, wenn wir von Wandel reden?

Beginnen wir beim Stichwort des sozialen Wandels – ein alter und fester Begriff in der Soziologie. Er beschreibt die stete Fortentwicklung der Gesellschaft, beeinflusst von Millionen unterschiedlicher Faktoren. Wandel als Selbstläufer also, schwer fassbar, schwer steuerbar und immerwährend. Im Titel des Verbandstages übrigens wiedergegeben im Gedanken der veränderten Gesellschaft.

Ganz anders der politische Begriff des Wandels. Im Grunde genommen ist er eine Antwort auf das Faktum des Sozialen Wandels. Die Politik steht unter öffentlichem Druck und reagiert. Dieses Reagieren aber vermarktet Sie als Initiative: Wir haben's im Griff, wir gestalten, machen Zukunft. Barack Obama hat das im Wahlkampf zugespitzt und diese vermeintliche Initiativkraft, die Sehnsüchte der Bevölkerung in einen Begriff gepackt: Wandel! Ein motivierendes Wort, selbst allerdings schwer überladen mit hoffnungsvoller Konnotation!

Nur zwei Beispiele, die Wandel definieren. Was aber heißt es nun für einen Verband, für den KKV, wenn er von der Bereitschaft zum Wandel spricht? Sicher ist es auch hier eine Reaktion auf den permanenten sozialen Wandel. Und ebenso sicher ist, dass auch der KKV sich wandeln muss, damit er den Anschluss an die Gesellschaft nicht verpasst. Sicher ist aber auch, dass Wandel für den Verband kein einmaliges, abgeschlossenes Projekt sein kann. Wandel im Verband folgt einem steten Bedarf. Wandel im Verband braucht regelmäßige Impulse.

Allerdings ist der KKV auch kein Präsidentschaftskandidat im kurzfristigen Bühnenlicht des Wahlkampfes. Das Überladen des Wortes „Wandel“ verbietet sich damit von selbst. Auch Wandel ist kein Wunder. Er dauert, fordert und kann mühsam sein. Wandel im Verband braucht Zeit und Nachhaltigkeit.

Der KKV tut gut daran, dazu den Strom des sozialen Wandels genau zu analysieren und

ihn von den kurzfristigen Wellen gesellschaftlicher Trends zu differenzieren. Was meine ich damit? Die Millionen Einflussfaktoren der gesellschaftlichen Veränderung sorgen dafür, dass sozialer Wandel keine Gerade ist. Wer stets versucht, nur dem Trend zu folgen, der läuft rasant Gefahr, aus der Kurve der Glaubwürdigkeit zu fliegen.

Wer allen Trends nachrast, verliert Profil. Wer sich aber umgekehrt dagegen stemmt, wer die Handbremse des Fortschritts zieht, der treibt ab, verliert den Anschluss, läuft auf Grund im Strom gesellschaftlichen Wandels.

KURS HALTEN. MITTEN IM LEBEN.

Auf Grund laufen – ein wohl treffendes Bild für einen Verband, der das Kreuzschiff auf seinen Fahnen trägt – sicherlich aber nicht das gemeinsame Ziel für unseren KKV. Was aber kann der KKV tun, um die Antworten auf den sozialen Wandel zu finden und sich immer neu in veränderter Umwelt zu positionieren?

Klar ist: Wer sich auf das Abenteuer der Verbandsentwicklung einlässt, beginnt eine spannende Reise. Und nur wer weiß, wo er steht, kann dabei auch den Kurs bestimmen.

Ich will für diese Standortbestimmung das Motiv des Baumes nutzen. Wo steht der KKV heute? In welchem Zustand finden wir ihn vor? Fakt ist, der KKV ist heute der drittgrößte katholische Sozialverband Deutschlands – mit knapp 10.000 Mitgliedern und über 100 Ortsgemeinschaften. Damit ist der Baum des KKV zumindest auf den ersten Blick robust – wenn auch nicht in voller Blüte.

Aber schauen wir genauer hin: Die Krone des KKV, das sind die vielen Ortsgemeinschaften. Jede für sich ist ein tragender Ast am gemeinsamen Stamm. Manche fest und sattgrün, manche leicht kränkelnd, andernorts aber auch angebrochen, mit dünnem Laub, von Früchten ganz zu schweigen. Gemeinsam bilden sie die Krone des Verbandes – aber eben nur gemeinsam. Alleine für sich steht keiner der Äste. Umgekehrt aber braucht der Baum auch jeden Ast seiner Krone. Ich sprach vom Stamm – das ist für den KKV die Bundes-, Landes- und diözesane Ebene. Hier laufen die Äste zusammen, hier hat der Baum des KKV seinen Halt. Dieses Bild macht klar: Der KKV braucht die gemeinsamen Strukturen und sollte sie auch weiter stärken. Eines fehlt noch im Bild: Die Wurzeln. Weit und tief ziehen sich dort die Stränge durchs Erdreich, geben dem Baum Halt, versorgen ihn. Nicht anders ist das beim KKV: Wurzeln, das ist hier Geschichte, das ist Tradition, das sind die Grundlagen des Verbandes. Egal ob unser Glaube, die Gedanken der katholischen Soziallehre oder das aktuelle Grundsatzprogramm: Für den KKV sind das die Wurzeln, die Halt und Orientierung geben. Es ist das Geflecht, das alle im Verband verbindet.

EINHEIT IN VIELFALT. DER VERBAND ALS MARKENZEICHEN.

Aber: Die besten Wurzeln sind nichts ohne Nährboden. Und Nährboden für den KKV – das ist die Verankerung des Verbandes in Kirche und Gesellschaft – mitten im Leben. Es ist Anspruch eines katholischen Sozialverbandes, die Ideen der katholischen Soziallehre zu leben, Vorbild zu sein. All das kann man nur, wenn man bedeutsam ist und wahrgenommen wird.

Hier beginnt das Abenteuer Verbandsentwicklung. Steht der KKV mit seinen Botschaften, seinen Gliedern denn noch mitten im Leben? Meine Diagnose lautet: Der KKV ist jedenfalls nicht gefeit vor der Gefahr, abzudriften in die Bedeutungslosigkeit – das müssen wir uns ehrlich eingestehen, ohne aber deswegen zu resignieren.

Es gilt jetzt, Stärken zu stärken. Und Stärke der Verbände ist ihre Geschlossenheit, ihr Wirken jenseits der Pfarrei- und Bistumsgrenzen. Das kann auch im KKV nur funktionieren, wenn der Verband sich auf diese Einheit besinnt. Das heißt: Es braucht eine starke Diözesan-, Landes- und Bundesebene. Durch sie wird der Verband politisch wahrgenommen. Sie tragen die Positionen des KKV und prägen das Gesamtbild des Verbandes.

Ich empfehle dem KKV Geschlossenheit und ein einheitliches Auftreten. Hier sehe ich aktuell auch eine Schwäche des KKV. Dieses Kürzel beispielsweise ist nicht selbsterklärend – wir müssen es erklären. Zudem kenne ich keinen anderen großen Sozialverband, der sein Logo derart inkonsequent und bunt zum Einsatz bringt wie der KKV. Einheit muss erkennbar sein – der Verband ein Markenzeichen. Corporate Design ist kein Luxus, es ist eine Selbstverständlichkeit und Visitenkarte der Professionalität.

Diese Einheit und Stärke aber darf eines nicht verdrängen: Die Vielfalt im Verband. Sie blüht in den Ortsgemeinschaften – und soll dort weiter Raum zur Entfaltung finden. Wandel im Verband muss abstecken, welche Ebene was am besten kann. Subsidiarität ist kein Fremdwort für den KKV – machen wir sie doch auch zu einer gelebten Kultur für den Gesamtverband.

LEISTUNGSSTARK. ÜBERZEUGEND. ANSPRUCHSVOLL.

Ich möchte Sie an dieser Stelle etwas provozieren. Mein Vorschlag: Treten Sie doch aus, verlassen Sie den KKV. Jetzt – und nur für einen Moment, um dann zurückzukehren. Überlegen Sie für sich: Was würde Sie heute am KKV begeistern? Wie könnte der Verband Sie als Neumitglied erreichen? Würde er Sie ansprechen? Überzeugen? Genau diese Fragen stellen sich heute die Menschen, die wir als Neumitglieder erreichen wollen. Dabei sind die Menschen heute sicherlich nicht weniger ehrenamtlich engagiert als die Generation ihrer Eltern und Großeltern. Aber: Mobilität und Angebot sind weitaus größer als noch vor zwanzig, vierzig Jahren.

Wir müssen also feststellen, hier hat sich die Gesellschaft entscheidend verändert. Menschen wählen sehr bewusst aus, für was sie sich in ihrer Freizeit engagieren. Milieus lösen sich auf, tradierte Cluster verschwinden – das merken Parteien, das merkt die Kirche – das merkt auch der KKV. Doch auch hier heißt es, nicht zu resignieren. Die Botschaften des KKV sind unverändert aktuell. Der Verband muss sich allerdings mehr als früher fragen lassen, welchen Anspruch er verfolgt. Kegelveerein? Kaffeekränzchen? Seniorenkreis? Oder ist der Anspruch umfassender, höher? Ich kann nur sagen: Ein katholischer Sozialverband muss seinen Anspruch höher legen. Unser Tun dient nicht allein dem Selbstzweck. Der KKV hat einen gesellschaftlichen Auftrag.

ZIELGRUPPEN DEFINIEREN. MENSCHEN ERREICHEN.

Meine Damen und Herren, ich habe nun die Notwendigkeit nachhaltigen Wandels skizziert, habe die Einheit des Verbandes beschworen und den nötigen Anspruch als Sozialverband definiert. Bleibt noch immer die Frage – wie erreicht man damit Neumitglieder? Ein zentraler Punkt, denn hier betritt der KKV den offenen Markt der Möglichkeiten. Wir haben den Blick nach innen getan – das ist wichtig – jetzt beginnt der Brückenbau. Damit das gelingt, ist es elementar zu wissen, wohin die Brücke führen soll: Wen will der KKV erreichen? Was ist seine Zielgruppe? Brückenbau braucht Weitblick. Verlassen Sie den Tellerrand. Ich kann alle Ortsgemeinschaften nur ermuntern: Sie sind keine beschränkten Pfarreigemeinschaften. Sie sind der KKV Ihres Ortes, der KKV Ihrer Region. Sie sind dort einzigartig – nutzen Sie den Freiraum!

Wer Brücken baut, braucht Zielgruppen. Es war deshalb außerordentlich weitsichtig von der Führungsriege Mitte der 60er Jahre, dem Verband einen neuen Namen zu geben: Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung. Frauen und Männer aus allen Bereichen von Wirtschaft und öffentlichem Dienst, Selbstständige, Unternehmer, Angestellte, Beamte, Techniker, Informatiker, freiberuflich Tätige, Auszubildende, Studierende und Menschen, die nicht mehr im Erwerbsleben stehen. So steht's im Grundsatzprogramm. Meine Damen und Herren, das ist ein Schatz für den KKV!

Die Vielfalt der Zielgruppen ist eine Chance für den Verband – und ein Alleinstellungsmerkmal in der Welt der katholischen Verbände. Kein anderer Verband schlägt derart Brücken zwischen den Branchen, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, zwischen Wirtschaft, Verwaltung und Politik. Bauen Sie diese Brücken in den über 100 Ortsgemeinschaften des KKV. Der Bundesverband muss das aktiv unterstützen. Verbandsentwicklung ist eine gemeinsame Sache. Nur wenn alle anpacken, bewegt sich was.

JUNGE MENSCHEN ANSPRECHEN. BRÜCKEN IN DIE ZUKUNFT BAUEN.

Eine weitere, oft gehörte Klage: „Wir erreichen keine jungen Leute mehr.“ Kindergruppen scheitern, Jugendgruppen ebenso und der Jung-KKV dümpelt beinahe als Geisterverband im Vereinsregister.

Aber ehrlich: Hätte mich jemand mit 15, 16, 17 Jahren gefragt – willst Du Mitglied werden im KKV, bei den Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung? Ich vermute, ich hätte auf Durchzug geschaltet. Was soll ich da? Die Lebenswelt der Jugendlichen – das ist nicht unbedingt die Welt des KKV. Ich möchte den Verband ermutigen: Verabschieden wir uns von der Idee einer flächendeckenden Jugendarbeit – dafür gibt es die kirchlichen Jugendverbände, die gute Arbeit leisten. Die zentralen Cluster des Verbandes beginnen im Anschluss daran, bei den Studierenden und den Berufseinsteigern. Genau denen sollte sich der KKV in neuer Art und Weise öffnen.

Sie alle wissen ja, ich bin da nicht unbedarft und habe vor etwas mehr als einem Jahr den Münchner KKV zu diesem Abenteuer überredet: Eine neue Juniorenarbeit, gerichtet an junge Führungs- und Führungsnachwuchskräfte in Wirtschaft und Verwaltung, gestaltet als offenes Angebot des Verbandes – keine Mitgliedschaft, ein Netzwerk, offen für Pro-

jektarbeit. „KKV-Juniorenkreis“ haben wir das genannt und aus dem Abenteuer ist heute eine Brücke in Richtung Zukunft geworden: 230 junge Menschen sind in diesem Netzwerk, ein Planungsteam von acht Leuten schultert die Programmgestaltung. Ein Jahr nach Gründung des Kreises haben sich etwa zehn Prozent der jungen Menschen – freiwillig wohlgemerkt – für eine Mitgliedschaft im KKV entschieden.

Der Dialog der Generationen lebt. Die Mitgliederzahl der Münchner Ortsgemeinschaft stieg in 12 Monaten um 10 Prozent, der Altersdurchschnitt sank um fast vier Jahre. Und: Jenseits der Statistik erlebt die Ortsgemeinschaft eine Dynamik, die mitreißt, die gut tut, die den Wind der Zukunft spüren lässt.

Ich sage das, weil wir in München sehen und erleben dürfen: Der Verband und seine Botschaften sind nicht passé. Es kann gelingen, junge Menschen für die Idee zu begeistern – vorausgesetzt die Mehrheit der Mitglieder vor Ort und die Vorstandschaft wollen das. Es ist ein Abenteuer. Es fordert Mut und Vertrauen. Aber: Es weist den Weg in die Zukunft des KKV.

Und ich bin mir sicher, die Juniorenkreise sind noch lange nicht der letzte Meilenstein auf diesem Zukunftsweg. Der KKV kann viele Menschen erreichen, wenn, wie gesagt, wenn er sich auf diese Zielgruppen einlässt und Brücken baut.

EINE SPRACHE FINDEN, DIE DIE WELT VERSTEHT.

Das Projekt des Juniorenkreises im KKV München hat noch ein Weiteres gezeigt: Wer junge Menschen erreichen will, der muss ihre Sprache sprechen. Das heißt, auch in der Wortwahl am Puls der Zeit zu sein: Wirtschaftsethik, Work-Life-Balance, die Renaissance der Sozialen Marktwirtschaft, Corporate Social Responsibility, europäisches Sozialmodell und Gender Mainstreaming, Generationen- und Bildungsgerechtigkeit, nachhaltige Entwicklung und global governance. Mögen die Begriffe auch noch so neu und neudeutsch klingen – alle lassen sich aus der katholischen Soziallehre heraus begründen. Viele lassen sich mit diesem Hintergrund ganz neu ergründen. Der KKV hat also allen Grund, sich diese und andere Themen auf die Fahne zu schreiben. Ich möchte sogar behaupten, es ist elementar, wenn der KKV weiter mitten im Leben wurzeln soll. Der Verband wird damit nicht nur die junge Generation besser erreichen – er spricht damit einen Wortschatz, den die Berufswelt spricht, den die vielen Zielgruppen verstehen, die wir in Wirtschaft und Verwaltung zu erreichen suchen.

VERNETZUNG FÖRDERN. HORIZONTE WEITEN.

Und weil wir gerade bei modernem Wortschatz sind: Networking ist heute ein Pflichtfach für Verbände. Sicher, das war es auch schon vor 150 Jahren – aber: Auch hier hat sich der Rahmen verändert. Mag sein, dass schon immer die Ortsgemeinschaften Kern des KKV waren und die Bande dort freundschaftlich eng. Das war so und das ist so – aber: Wir müssen dieses Angebot ergänzen. Menschen wollen sich weit über den lokalen Tellerrand hinaus vernetzen, sich kennenlernen und austauschen. Anders als früher gibt es dafür auch die technischen Möglichkeiten und Instrumente. Ein katholischer Sozialverband sollte sich dem nicht verschließen – im Gegenteil: Er sollte sich dieser Herausforderung stellen

und sie zu einer Kernaufgabe der Verbandsentwicklung machen. Der KKV hat mit der Gründung seiner virtuellen Xing-Gruppe einen wichtigen Schritt getan. Sie zeigt, dass es sich lohnt, diesen Weg weiter zu gehen.

TRADITION UND ANSPRUCH DER VERBÄNDE: KRITISCHES GLIED DER KIRCHE SEIN.

Den Wert der Vernetzung habe ich bereits angesprochen, als es zu Beginn meiner Ausführungen um die Tradition der katholischen Verbände ging. Es geht darum, gemeinsam und ganz konkret einzustehen für die christlichen Werte – aktives Glied der Kirche zu sein. Ich sprach bereits vom Verwischen der Milieus. Wir erleben auch in der Kirche ein Wegbrechen gewohnter Fundamente und veränderte Strukturen an der Basis: Pfarrestrukturen dünnen aus und tragen nicht mehr. Ehrenamtlich Interessierte finden dort nicht mehr die passenden Angebote. Hier können Verbände neue Heimat und neue Angebote bieten. Gelöst von kleingliedrigen Strukturen, inhaltlich anspruchsvoll und mit spannenden Netzwerken weisen sie neue, zielgruppenspezifische Betätigungsfelder. Sie geben Antworten auf brennende gesellschaftliche Fragen, sind „mitten im Leben“ und erreichen Menschen, die der Institution Kirche vielleicht schon ferner stehen. Der Verband als Brückenbauer für die Kirche – eine Herausforderung für den KKV. Und eine große Chance. Ein moderner Verband wird damit ganz neu Zeugnis geben – und die Menschen erreichen.

GESELLSCHAFTLICHES PROFIL FINDEN. SPRACHROHR SEIN.

Zeugnis geben – eng damit verbunden ist auch die Rolle des KKV in der Gesellschaft. Wir kommen damit an einen Punkt, an dem viele Gedankenströme zusammenfließen. Der Sozialverband KKV – gepflanzt inmitten einer Gesellschaft, die sich verändert. Bestrebt, eine Einheit zu bilden, die man kennt. Bereit, als Teil der Kirche Jesu Botschaft und christliche Werte zu leben. Bemüht, seine Botschaften am Alltag festzumachen. Aufgerufen, Menschen zu erreichen und zu motivieren. Gelingt dies, ist der Verband eine gesellschaftliche Kraft – gut vernetzt im gesellschaftlichen und politischen Leben. All diese Ansprüche soll Verbandsentwicklung fördern. Stärken stärken. Das heißt auch, den Verband bei den Verantwortungsträgern neu verorten. Ein KKV, vertreten in den Parlamenten. Ein KKV mit eigenen Angeboten in den Hauptstädten der Republik. Ein KKV mit aufbereiteten Informationen und Botschaften für Mandatsträger und Regierung. All das kann den Verband als politisches Sprachrohr stärken. Ein katholischer Sozialverband agiert politisch unabhängig, aber: Er agiert. Er ist politisch, muss politisch sein.

Der KKV ist Sprachrohr seiner Zielgruppen und Mitglieder. Gehört wird, wer etwas zu sagen hat. Die Arbeit des KKV verdient Außenwirkung. Dazu zählt heute sicherlich mehr als früher auch die Kampagnenfähigkeit in Kernthemen. „In was für einer Gesellschaft wollen wir leben?“ – vielleicht kennen Sie diesen Slogan der „Aktion Mensch“. Oder der Appell der Caritas – „Soziale Manieren für eine bessere Gesellschaft“. Warum sollte sich nicht auch der KKV in solchen Botschaften versuchen. Zu teuer – werden Sie sagen, eine Nummer zu groß. Ich kann den Verband da nur ermutigen. Die modernen Medien bieten vollkommen neue Möglichkeiten in diesem Bereich – manche kosten keinen Cent und erreichen viele Menschen.

ZEHN THESEN FÜR DEN KKV

Ich habe, meine Damen und Herren, in den vergangenen 15 Minuten versucht, einen Weg zu skizzieren, der den Kurs des KKV in eine gute Zukunft weisen kann. Ich möchte das nicht als goldenen Pfad verstanden wissen – sondern als einen Diskussionsbeitrag, den ich gerne zum Abschluss nochmals reduziere auf 10 prägnante Schlagworte – 10 Thesen für den KKV.

1. Ich glaube, wir tun gut daran, weiter Kurs zu halten im KKV.
2. Ich glaube, es ist an der Zeit für den KKV, sich neu seiner Geschlossenheit bewusst zu werden. Wir im KKV – nur der Baum als gesamter wächst weiter. Nur er wird wahrgenommen und ist im Gesamten Markenzeichen des KKV.
3. Ich glaube, es ist notwendig, anspruchsvoll zu bleiben. Es liegt an uns, im KKV die Ansprüche zu erfüllen, die uns seit unserer Gründung aufgetragen sind. Und auch wenn es dafür vielleicht mal bessere Zeiten gab – diese Zeit ist unsere. Diese hier sollten wir nutzen.
4. Ich glaube, die Zeit verlangt es vom KKV, sich neu zu vernetzen. Moderne Medien schaffen die Grundlage für Bande der Kooperation und der Freundschaft über Ortsgemeinschaften hinweg – Brücken, die unseren Verband zusammenschweißen.
5. Ich glaube, wir sollten nicht aufhören im Bemühen, Menschen zu erreichen – und wir sollten Scheuklappen ablegen, wenn es darum geht, diese zu suchen. Alte Pfründe verschwinden, treue Schichten brechen weg – wo aber etwas bricht, da kann auch Aufbruch sein, kann neue Motivation entstehen. Wer schon am Brückenbau scheitert, wird nie über diese Brücken gehen.
6. Ich glaube, es ist auch heute nicht zu spät für den KKV, junge Menschen zu erreichen und sie zu begeistern. Wir müssen uns dafür nicht verbiegen. Nein, bauen wir gemeinsam Brücken, die die Generationen verbinden, geben wir den jungen Menschen, was sie wirklich suchen: Menschlichkeit, Verbindlichkeit und neue Perspektiven!
7. Ich glaube, wenn es uns gelingt, unsere Anliegen in einer Sprache zu formulieren, die die Welt versteht, dann sind diese Worte Wind in den Segeln unseres Kreuzschiffes.
8. Ich glaube, es bleibt unser Auftrag, aktiv und konstruktiv mitzubauen am großen Kirchenschiff. Verbände können Motoren sein, wenn es darum geht, die Kirche auf Kurs zu halten, die Kirche mit Christus zu den Menschen zu bringen.
9. Ich glaube, wir können und wir sollten politisch sein. Wir sollten uns zu Wort melden – in Brüssel, in Berlin, auf Landesebene und vor Ort in unseren Kommunen. Konzentrieren wir uns dabei auf unsere Kernkompetenzen. Machen wir uns zum Sprachrohr verantwortlichen, nachhaltigen Handelns, treten wir ein für die Renaissance der Sozialen Marktwirtschaft.

10. Ich glaube, all das zusammen macht unseren Verband fit für die Zukunft – und bringt uns gleichzeitig zurück zu unseren Wurzeln, zu den Gedanken, die Dr. Friedrich Elz einst in unser Stammbuch schrieb: Wir im KKV – in der Welt, um dem Menschen zu dienen. Nehmen wir diese Botschaft ernst: Stellen wir den Menschen in den Mittelpunkt unseres Schaffens. Damit wird es uns gelingen, Menschen neu für den KKV zu begeistern und gemeinsam Menschen zu bewegen.

WIR IM KKV. MITTEN IM LEBEN.

Meine Damen und Herren, ich komme zum Schluss: Bewegung – Wandel – Verbandsentwicklung. Wollen wir das wirklich anpacken, so müssen wir nicht nur bereit sein zum Wandel. Nein, wir müssen uns gemeinsam auf den Weg machen. Das ist – bei 10.000 Mitgliedern – eine zugegeben große Herausforderung. Aber: Es ist möglich. Machen wir aus dem Wunsch zum Wandel doch ein gemeinsames Projekt, machen wir daraus das Ziel „Verbandsentwicklung mit Profil“.

Ich war ja zu Beginn des Vortags noch auf der Suche nach einer Übersetzung, einer Konkretisierung für das Wort „Wandel“ innerhalb des KKV. Nach allen Ausführungen dazu schwirrt mir ein Wort durch den Kopf, das – vielleicht sogar treffender als alle anderen – ehrlichen Wandel beschreibt. Wandel, der Bewährtes erhält und Neues fördert: Es ist das „aggiornamento“ – das „auf den Tag bringen“ der Kirche. Keine Abkehr von Positionen, kein Verrücken der tragenden Mauern und Säulen. Nein, ein Öffnen der Fenster und Türen – ein frischer Wind im Kirchenraum: Ein Wandel, der bewegt! Für den KKV und sein Kreuzschiff ist dieser Wind elementar. Öffnen wir die Fenster des Verbandes, spüren wir den frischen Wind in den Segeln. Dann hat der KKV Zukunft. Dann sind wir Zukunft in Wirtschaft und Verwaltung. Wir im KKV – mitten im Leben.

- Tobias Gotthardt ist stellvertretender KKV-Bundesvorsitzender



Arbeitswelt der Zukunft

▪ VON LUIDGER WOLTERHOFF

Wovon reden wir? – Einige Definitionen und politische Aussagen.

DEFINITIONEN

Der Brockhaus beschreibt Arbeit als bewusstes, zielgerichtetes Handeln des Menschen zum Zweck der Existenzsicherung wie der Befriedigung von Einzelbedürfnissen, aber auch als wesentliches Moment der Daseinserfüllung.

Im Arbeitsrecht wird als Arbeit jedes Verhalten bezeichnet, das der Befriedigung von Bedürfnissen dient und im Wirtschaftsleben als Arbeit qualifiziert wird, unabhängig davon, ob es sich um eine geistige oder körperliche Betätigung handelt.

In Artikel 6 des UNO-Pakts I erkennen die Vertragsstaaten das Recht auf Arbeit an, welches das Recht jedes Einzelnen auf die Möglichkeit, seinen Lebensunterhalt durch frei gewählte oder angenommene Arbeit zu verdienen, umfasst. Beim hier beschriebenen Recht auf Arbeit handelt es sich sowohl um ein Freiheits- als auch ein Sozialrecht. Es beinhaltet keine Arbeitsplatzgarantie, sondern einen Anspruch auf die freie Wahl der Arbeit bzw. des Berufs, womit der Lebensunterhalt bestritten wird.

Diese Definitionen sind recht sperrig. Knackiger drücken sich da schon Politiker aus.

POLITISCHE AUSSAGEN

„Aber wichtig ist mir das Ziel: Dass diejenigen, die Arbeit haben, auch Anerkennung bekommen – auch durch den Lohn. Leistung muss sich lohnen.“ (Franz Müntefering, Rede-manuskript 13. November 2006)

„Erwerbsarbeit ist es, die aus Armut und dauerhafter Ausgrenzung herausführt. Sie verschafft Anerkennung und Selbstwertgefühl, und sie öffnet den Weg in ein selbstständiges Leben.“ (Kurt Beck, FAZ vom 11. Juni 2007)

Noch knackiger geht es als Slogan im Wahlkampf:

„Arbeit, Arbeit, Arbeit“ (SPD-Wahlslogan im Europawahlkampf 1994)

„Arbeit hat Vorfahrt“ (FDP-Wahlslogan im Bundestagswahlkampf 2005)

„Arbeit soll das Land regieren“ (PDS-Wahlslogan im Bundestagswahlkampf 2005)

„Vorfahrt für Arbeit“ (Ronald Pofalla, Oktober 2006)

Man sieht, politisch steht die Frage nach Arbeit seit Jahrzehnten im Mittelpunkt.

WELCHE DIMENSIONEN VON ARBEIT LASSEN SICH AUSMACHEN? – ES GEHT AUCH SYSTEMATISCH!

Vom Direktor der Katholischen Sozialakademie Österreichs Markus Schlagnitweit werden fünf Grunddimensionen / Funktionen von Arbeit benannt:

- die naturale Funktion: Arbeit als Mittel zur Sicherung des lebensnotwendigen Bedarfs
- die religiöse Dimension: Arbeit als Mitwirkung am göttlichen Schöpfungswerk, Arbeit im Dienst und im Einklang mit der Schöpfung
- die personale Dimension von Arbeit als Grundlage für ein positives Selbstbewusstsein und Menschenwürde
- die soziale Dimension von Arbeit als Beitrag zum gesellschaftlichen Zusammenleben und Quelle sozialer Anerkennung und Integration
- die politische Dimension: Arbeit als Instrument politischer Entscheidung und Partizipation.

Was heißt das für die Zukunft der Arbeit? – Ein Verdeutlichungsversuch.

1. WAS IST EIN GERECHTER LOHN? – PREKÄRE BESCHÄFTIGUNG IM LICHT KATHOLISCHER SOZIALLEHRE

Immer mehr Menschen verdienen trotz eines Vollzeitarbeitsplatzes nicht genug, um davon ohne staatliche Unterstützung leben zu können. Das kann uns als Katholiken nicht ungerührt lassen. Wie ist eine solche Situation im Lichte der Grundprinzipien katholischer Soziallehre zu beurteilen?

PERSONALITÄT

Aus der Würde des Menschen folgt zwingend, dass jeder ein Leben führen kann, das über die Grundbedürfnisse von Essen, Bekleidung, Wohnung, ... hinausreicht. Doch was, wenn der Lohn, der bei Vollzeitarbeit erzielt wird, dies nicht ermöglicht? Meist herrscht schnell Einigkeit darüber, dass ein Nettoeinkommen aus Vollzeiterwerbsarbeit ein menschenwürdiges Leben ermöglichen muss. Unterschiedliche Meinungen finden sich zu einem Weg, wie dies zu erreichen ist. Oft zu hören ist die Forderung nach höheren Löhnen oder nach höheren staatlichen Transferzahlungen.

SOLIDARITÄT

Selten wird gesehen, dass sowohl höhere Löhne als auch entsprechende Transferzahlungen letztlich Ausdruck von Solidarität sind. Höhere Löhne können zu höheren Preisen für Güter und Dienstleistungen führen, höhere staatliche Leistungen bedingen meist eine steigende Abgabenlast. Diese höheren Belastungen müssen dann auch von denen getragen werden, deren Einkommen auskömmlich ist. Als Katholiken darf dieses Solidaritätserfordernis meiner Meinung nach nicht in Frage stehen. Doch es ist nicht nur legitim, sondern auch erforderlich, daran einige Erfordernisse zu knüpfen: Diejenigen, die davon profitieren, müssen – sicher nicht alles, aber – zumindest vieles tun, um auch ohne diese Form der Solidarität ein Einkommen, zu erzielen, das ein menschenwürdiges Leben ermöglicht. Dazu zähle ich zum Beispiel, Qualifizierungen zu nutzen – sofern sich dazu

Möglichkeiten bieten –, um anschließend gegebenenfalls ein höheres Einkommen zu erzielen. Eine Erwerbstätigkeit darf auch nicht nur mit dem Hinweis abgelehnt werden, dass der Nettolohn aus dieser Arbeit (einschließlich eines möglichen ergänzenden Transfereinkommens) nur geringfügig über der Zahlung einer Sozialleistung bei Nichterwerbstätigkeit liegt. Die Höhe des Mindestlohns darf zudem diejenigen, die dazu zum Beispiel über höhere Preise einen Beitrag leisten, nicht unangemessen belasten.

SUBSIDIARITÄT

In der Debatte um höhere Löhne wird regelmäßig ein Mindestlohn gefordert. Mindestlöhne existieren in Deutschland in jedem Tarifsystem. Das Prinzip der Subsidiarität fordert hier geradezu, dass die kleinere Einheit – hier Arbeitgeber und Gewerkschaften – nach Lösungen suchen, bevor der Staat (als größere Einheit) tätig werden darf. Die Festsetzung eines Mindestlohns durch eine gesetzliche Regelung ist aus meiner Sicht beispielsweise dann gerechtfertigt, wenn das Kräftegleichgewicht zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern gestört ist. Wichtig erscheint mir aber, dass parallel zur Einführung eines gesetzlichen Mindestlohns Wege bereitet werden, dass Arbeitnehmer und Arbeitgeber solche Regelungen mittelfristig nicht mehr benötigen. Kritisch empfinde ich es jedoch, wenn der Ruf nach einem gesetzlichen Mindestlohn von den Arbeitnehmern erhoben wird, die die Notwendigkeit einer Gewerkschaftsmitgliedschaft für sich nicht (mehr) sehen. Die Mitgliedschaft in einer Gewerkschaft ist zudem auch Ausdruck – gegebenenfalls auch Gebot – solidarischen Handelns.

ZUSAMMENFASSUNG

Im Ergebnis heißt das für mich, gesetzliche Mindestlöhne können zeitlich befristet in bestimmten Branchen ein schneller Beitrag zu mehr Gerechtigkeit sein. Wichtig ist aus meiner Sicht, dass parallel an Wegen gearbeitet wird, dass tarifliche Regelungen die gesetzlichen ersetzen. Ferner muss auch die Höhe des Mindestlohns angemessen sein.

– Luidger Wolterhoff ist Geschäftsführer der Agentur für Arbeit in Essen



Bereit für den Wandel, bereit für die Zukunft?

Umgang mit Veränderungen als Lebens- und Lernaufgabe!

VON PROF. DR. DR. ULRICH HEMEL

Festrede auf dem 85. Bundesverbandstag des KKV - Verband der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung in Münster am 10. Mai 2009

Wer bereit für die Zukunft sein will, muss sich nach seiner Ausgangslage fragen. Wer die heutige Welt betrachtet, wird schnell feststellen, dass die Krise zum Dauerzustand geworden ist, ob es nun um politische Krisen wie im Nahen Osten oder um die Weltwirtschaftskrise geht. Das Epochenthema der Globalisierung ist selbst in die Krise geraten, auch weil es zu stark wirtschaftlich wahrgenommen wurde. Die Aufgabe der Gestaltung einer globalen Zivilgesellschaft ist daher trotz Klimawandel, Internet und Mobiltelefon noch gar nicht in den Vordergrund der Aufmerksamkeit gerückt.

Wir leben also in einer Gesellschaft mit hohem gesellschaftlichem Orientierungsstress, mit wachsender Unsicherheit gegenüber der Zukunft und schwindendem Wertekonsens. Dies widerspricht unserem menschlichen Bedürfnis nach Stabilität und Stetigkeit. Wir müssen uns aber auch in Zukunft auf hohe Risiken und unwahrscheinliche Ereignisse einstellen: Die Wasser-, Energie- und Klimakrise wird unser Wohlstandsniveau beeinflussen. Der ökologische Wandel des Wirtschaftslebens nimmt zu. Menschen besinnen sich verstärkt auf für sie überschaubare Bereiche wie die Familie, die Kommune, den Verband von Gleichgesinnten. Daraus ergeben sich selbstverständlich auch Chancen für den KKV!

Aufgabe der gegenwärtigen Generation ist eine hohe Risikotoleranz. Wir müssen lernen, mit ergebnisoffenen Prozessen und hoher Unsicherheit zu leben, denn das Leben in einer unsicheren Welt erfordert das Denken in gegensätzlichen Szenarien. Wir wissen nicht, ob die technische Innovation ausreichen wird, um die gewaltigen Herausforderungen der Gegenwart zu meistern, etwa mit neuen Formen der Mobilität. Wir wissen nicht, ob wir in eine Welt zunehmender Radikalisierung und Gewaltbereitschaft hineinstolpern oder ob es der Menschheit gelingt, globale Menschenrechte sowie definierte Mindeststandards für Minderheiten durchzusetzen.

Aus diesem Grund lohnt es sich, grundsätzliche Überlegungen zum Umgang des Menschen mit Veränderung anzustellen. Der Mensch als soziales Wesen und als Individuum schwankt immer wieder zwischen Vernunft und irrationalem Überschwang, zwischen Rationalität und Emotionalität. Dabei sind Emotionen enorm wichtig, denn jeder Mensch lebt aus dem emotionalen Gleichgewicht zwischen Zugehörigkeit und Unterscheidung: Er will Teil einer Gemeinschaft sein (Zugehörigkeit, Kooperation), aber er will sich auch von anderen in einzigartiger Weise unterscheiden (Mode, Sport, wirtschaftlicher Wettbewerb).

Was den Umgang mit Veränderungen betrifft, so gilt es zu verstehen, wie wir Veränderungen in unserer Welt wahrnehmen und verarbeiten. Dazu verwenden wir regelmäßig den Spiegel individueller und kollektiver Auffassungen, eine Art von „mentalem Rahmen“, der uns eine erleichterte Signalverarbeitung ermöglicht. Letztlich kann man hier von der produktiven Rolle von „Weltbildern“ sprechen, die vom Einfachsten bis zum

Komplexesten gehen. So gibt es Menschen, die grundsätzlich schwarz sehen und eine Art von „Katastrophenbrille“ aufsetzen eben so wie Menschen mit rosaroter Grundeinstellung, die die Welt durch eine Art von „Optimismusbrille“ anschauen.

So war es für die ältere Generation, die in den 20er und 30er Jahren geboren sind, ein weiterer Weg vom Familienbild der Nachkriegszeit bis zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Frauen und Männer.

Als neue Aufgabe steht uns bevor, ein angemessenes Bild für den wirtschaftlich handelnden Menschen zu finden. Hier waren wir in den letzten Jahren sehr stark von der Diskussion rund um den Shareholder Value geprägt. Im Hintergrund stand das Menschenbild des wirtschaftlich rational handelnden Menschen, des homo oeconomicus. Nicht zuletzt aufgrund der Neurowissenschaften und der verhaltensorientierten Wirtschaftswissenschaft wird dieses Bild in der Zwischenzeit doch sehr in Frage gestellt. Der Mensch ist eben auch im Wirtschaftlichen gelegentlich ein „Herdentier“. Und er ist nicht nur einseitig auf Wettbewerb hin ausgelegt, sondern auf den Zusammenklang von Wettbewerb und Kooperation!

Erzwungene und plötzliche Veränderungen bewirken häufig Angst, Panik, Lähmung oder Schreckstarre - aber auch die Mobilisierung von Ressourcen. Dabei geht es immer wieder auch um angemessene Bilder von der Welt: Wie ordne ich krisenhafte Veränderungen in meinen mentalen Rahmen ein („Framing“), und wie kann ich sie bewältigen („Coping“)?

Im persönlichen Lebensraum erfahren wir krisenhafte Veränderungen in der Gesundheit (plötzliche Krankheit, Unfälle, Behinderung), in der Familie (Geburt und Tod) oder im finanziellen Bereich (plötzlicher Vermögensverlust). Und jeder Mensch hat seine eigene Geschwindigkeit im Umgang mit Veränderungen, die man ihm lassen muss. Für den einen sind bestimmte Veränderungen schon ein riesiger Stress, während der andere noch über „Langeweile“ klagt. Das richtige Maß an Veränderung ist eben auch ein Teil des persönlichen Lebensstils- selbst wenn nie alles planbar sein wird.

Der Umgang mit Veränderung ist eine Lern- und Lebensaufgabe in jedem Lebensalter. Das rationale Abwägen von „Gewinn“ und „Verlust“ an Lebensmöglichkeiten gehört ebenso dazu wie die Fähigkeit, über Verlorenes angemessen zu trauern und die Fähigkeit zum Neuanfang in Zuversicht und Gelassenheit.

Speziell im Blick auf eine christliche Weltsicht haben wir guten Grund für eine solche Einstellung. Der Gedanke der Gottesebenbildlichkeit verhilft uns dazu, unsere Vernunft- und Liebesfähigkeit zu entfalten. Die besondere Chance katholischer Weltsicht besteht in der Orientierung am Wesentlichen: wir sind weder die erste noch die letzte Generation auf der Welt. Katholische Weltsicht entlastet uns vom Machbarkeitswahn und befähigt uns zu einer besonderen Art der Informationsverarbeitung mit Blick auf Zeit und Ewigkeit. Denn wir dürfen darauf vertrauen, dass Gott es gut mit uns meint.

Aus dieser Einstellung erwächst die Befähigung zu echter Verantwortung vor Gott und den Menschen. Dabei gilt es stets, die Chancen und die Grenzen der eigenen Handlungsreichweite zu beachten. Auch im Wirtschaftlichen gilt: Systeme prägen, Menschen ent-

scheiden. Wir können und dürfen uns daher der Verantwortung für unser Handeln und seine Folgen nicht entziehen!

Letztlich geht es um eine Balance aus individuellem Glück und Gemeinsinn. Gerade ein Verband wie der KKV kann seinen Mitgliedern dazu verhelfen, gläubige Zukunftsoffenheit in Anspruch und Zuspruch zu leben. In diesem Sinn möchte ich Sie alle zu gläubiger und weltoffener Gelassenheit im Umgang mit ihren je eigenen Lebens- und Veränderungsaufgaben ermutigen!

■ Prof. Dr. Dr. Ulrich Hemel, Direktor des Institutes für Sozialstrategie, Laichingen-Jena-Berlin

Literatur

Jared Diamond, Kollaps, Warum Gesellschaften überleben oder untergehen, 2. Aufl. Frankfurt/M. 2008

Ulrich Hemel, Wert und Werte, Ethik für Manager, 2.Aufl. München 2007

Nicholas Taleb, Der schwarze Schwan, München 2008